



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hohrath, Clara: Im alten Brüssel : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Truppen alle bei mir, sie bezogen die Scheunen, die immer schon als Marmhäufer gedient hatten, stellte nur die allernöthigsten Posten; ich ließ meine Leute noch auf den Wachen, damit die Soldaten noch ruhen konnten. Des andern Morgens besahen wir das Terrain, die Posten wurden für richtig befunden und vom Militär besetzt. — Welche Wonne, als ich aus den Kleidern nun ein Mal wieder ins Bett kam, mit Wohlbehagen zog ich mich des andern Morgens an, ich war wie neu belebt.

(Schluß folgt)



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

17



o sollte sich Fintje hintwenden? Das Leben war noch lang. Unbewußt hatten ihre müden Schritte sie in der Richtung nach dem Quartier des Marolles, ihrer alten Heimat, getragen.

Aber sie getraute sich nicht heim. Sie hatten nie Mitleid gehabt mit der armen Nelleke Perle *Amour*, die vom Quartier des Marolles.

Geschieht ihr recht, der ehrlosen Dirne, warum hat sie sich dem Reichen verkauft! schrien sie.

In ihrem Buche stand der Name von Jans Mutter. Wenn du in Not kommst, geh zu meiner Mutter, die wird dich nicht abweisen, hatte Jan ihr gesagt. Aber sie schämte sich vor Jans Mutter. Nein, zu der vornehmen Dame, die sie mit klugen fragenden Augen anschauen würde, zu der konnte sie nicht gehn. Das konnte sie nicht.

Vor ihr lag das Volkshaus. Hoch und schmucklos. Da hinein gingen die Elenden, die Unzufriednen, alle, die schwer am Leben trugen, alle, die einen Groll im Herzen hatten. Da drin hingen die schrecklichen Bilder, die Menschen mit den verhungerten Gesichtern, den sterbenden Weibern und Kindern. Als Kind hatte sie voll Abscheu von ihnen wegesehen. Jetzt war sie schon klüger geworden und würde die Bilder voll verstehenden Mitleids ansehen. Und der große Christuskopf würde ihr keine Märchenercheinung mehr bedeuten, und es würde sie nicht länger wundernehmen, daß er mit so ernsten, traurigen Augen in die Welt sah. Das Volkshaus war für die Armen, die Unterdrückten, die Hilfsbedürftigen errichtet; wenn sie hoffen konnte, irgendwo freundliches Erbarmen zu finden, so war es gewiß hier. Und der Portier würde sich ihrer erinnern, er hatte sich immer freundlich gezeigt, wenn sie mit Domke kam, um einen Band von Victor Hugos *Misérables* gegen den nächsten umzutauschen. So wollte sie denn am Hause der Sozialisten anklopfen und um Arbeit und Obdach bitten.

Ja, der Portier erinnerte sich des kleinen Fintje wohl, des vorlauten, hagern, beweglichen Geschöpfchens, das sich unterdessen zu so einem erstaunlich schönen und blühenden Mädchen ausgewachsen hatte. Er stellte viele neugierige Fragen, die Fintje nur mühsam und leise beantwortete. Und er wies die Bettelnde nicht ab. Er schickte eine der zwei alten Puzfrauen weg, um Fintje an ihre Stelle treten zu lassen. Nun rutschte sie auf den Knien über den unsaubern Boden der langen Gänge und tauchte die feinen ringlosen Hände in das schmutzige Wasser ihres Eimers und rang wieder und wieder das rauhe Bodentuch aus. Rücken und Knie schmerzten sie, denn sie war das Arbeiten nicht mehr gewöhnt. Die Haut ihrer Hände wurde rot und rauh von der häufigen Berührung mit dem kalten Wasser.

Doch darüber beklagte sich Fintje nicht. Die körperlichen Schmerzen der Arbeit übertäubten wohlthätig das innere Weh.

Des Abends aber wurde das Volkshaus lebendig, da mußte Fintje ihre Arbeit einstellen. Die langen Gänge, die Treppen, die Säle füllten sich mit sozialistischen Vereinsmitgliedern, mit redegewandten Agitatoren, mit revolutionär gesinnten Arbeitern, mit unzufriednen Faulenzern, versteckten Verbrechern, ehrlich Hungernden. Unter all dem Volke konnte auch Domke sein. Denn Domke war ja unter die Sozialisten gegangen, wie das Zitronenwiffke ihr gesagt hatte. Sie hatte den Portier nach ihm gefragt. Der hatte die Schultern gezuckt. Mag wohl sein! Wie soll ich unter den Tausenden einen Einzelnen herausmerken?

Aber Fintje glaubte, ihr könne es nicht schwer fallen, die schwächliche, ärmliche Erscheinung unter den Tausenden herauszufinden. Sie drängte sich verstoßen in den großen Festsaal. Sie schlich hinter den vielen erregten Menschen die eiserne Wendeltreppe auf die große Plattform des Daches hinauf. Da standen, an die eiserne Brüstung gelehnt, die Unzufriednen, die hitzigen Weltverbesserer und schauten auf das große mondüberstrahlte Brüssel hinab. Van der Welde hatte gesprochen, er hatte ihnen klar auseinandergesetzt, welche Reformen für ihre Wohlfahrt nötig wären. Van der Welde war ihr Freund, er wußte, was ihnen fehlte, und was ihnen not tat. Er sprach und sprach. Worte aber helfen wenig. Zu langsam geht es vorwärts mit bloßen Worten als Waffen. Ihre Weiber warteten, und ihre Kinder streckten hungrig die Hände aus. Hatten sie nicht sehnige Fäuste, waren das nicht mächtigere Waffen als Worte? Hatten sie nicht ihren großen, ehrlichen Bohn? Da unten, zu Füßen des Volkshauses krochen die armseligen, altersschwachen Häuser umeinander wie eine bedrängte führerlose Herde. Von hier oben konnten sie in all die krummen, engen Gassen und Gänge und Höfe sehen. Das war ihre Heimat. Sie wußten, was sich da schauernd regte an heimlichem Elend und gezwungnem Verbrechen. Weil es ihnen am Nötigsten fehlte, an Raum und Luft und an der großen Hauptsache: am Gelde! Da draußen aber dehnte sich das stolze weite Brüssel aus, das Brüssel der Reichen und Glücklichen. Warum sollten die einen darben und die andern im Überfluß schwelgen? Handelten sie nicht im Namen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, wenn sie in diese stolzen Viertel stürmten und sich mit ihren Fäusten die Welt zurechtrückten, die Reichen ärmer und die Armen reicher machten? Wer wollte es ihnen wehren, in die schlafende Stadt einzufallen und ihre Arbeit zu beginnen? Wer? Lag es nicht zu ihren Füßen groß, still, hilflos, das stolze Brüssel?

Die Männer, die auf solche Weise Ausschau hielten vom Dache des Volkshauses, sahen einander fragend in die Augen und wieder hinab auf die Stadt und ergriffen schon mit heißhungrigen Blicken Besitz von dem lichtbesten Städte-
meer. Doch die gierigen Blicke prallten ab an einer dunkeln Wand, die sich groß und undurchdringlich vor ihnen auftürmte und die freie Aussicht hemmte: die alterzgraue Eglise de la Chapelle. Sie wankte und wich nicht, die alte Kirche; in behäbiger Hartnäckigkeit schaute sie die erregten Menschen an. Die wandten sich ab und sahen nach Osten, aber auch hier wurden ihre Blicke zurückgeschleucht von einem andern nahen, dräuenden, übermächtigen Hindernis: dem Justizpalast. Wie furchtlose Niesen ragten diese beiden großen Wächter der Stadt aus dem stillen, weiten, schlafenden Häusermeer auf, die alte Kirche und der Justizpalast.

Unbeachtet huschte Fintje in dem aufgeregten Menschenhaufen oben auf dem Dache des Volkshauses umher, aber Domke entdeckten ihre suchenden Augen nicht unter diesen lauten, tatendurstigen Jüngern Van der Welde's.

Nun stieß sie das Volkshaus, das allbemutternde, doch wieder aus. Sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr und wußte sich keinen Zufluchtsort in dem großen Hause. Da war kein Winkel, wohin er ihr nicht nachgeschlichen wäre. Brüde Em-

pfindsamkeit aber stand ihr schlecht an. Er glaubte ja, ihr eine große Ehre anzutun mit seinen hartnäckigen Werbungen, der geachtete Portier. Mußte sie nicht dankbar sein, noch einem Menschen zu begegnen, der sie nicht rücksichtslos nur zu kurzem Genuß an sich reißen wollte, sondern versprach, sie zeitlebens wie sein angetrautes Weib hochhalten zu wollen, wenn ihm auch seine Überzeugungen nicht erlaubten, nach dem Brauch veralteter Gesetzesformeln und kirchlichen Hofuspokus die Trauung zu vollziehen?

Mein Wort bindet mich fester als das Gesetz, fester als das Gebot eines eingebildeten Gottes, sagte der Portier. Er war ein gebildeter, in seinen aufgeklärten Ansichten vorgeschrittner Mann.

Fintje aber nahm ihr kleines Buch, steckte es in die Tasche ihres ausgewachsenen Röckchens und ging wieder hinaus — auf die Straße.

Kein Drangenkorb hing ihr mehr am Arm, dennoch klang es ihr jetzt wieder in den Ohren, das alte, früher so oft gehörte, drängende, grausame: Weiter, Kleine, weiter! Sie aber sehnte sich müde nach einer Raft.

Es war wohl das Fest irgendeines Heiligen heute; die alte Kirche hielt Gottesdienst. Ihre Türen standen gastlich offen für jeden, Reiche und Arme, Besitzende wie Heimatlose.

So eine Kirche ist wie eine gütige, zur Verzeihung immer bereite, gnadenreiche Mutter, dachte Fintje, die selbst mutterlos hatte aufwachsen müssen. Und zaghaft schlich sie zu der Kirchthür hinein.

Von der Feierlichkeit des schwach erleuchteten Raumes ergriffen blieb sie erst eine Weile an die Mauer gelehnt stehn, bis sie sich getraute, weiter vorzudringen und auf einem der vielen Betstühle niederzuknien. Sie legte das Kinn auf die gefalteten Hände, doch sie betete nicht wie die andern, in den endlosen Stuhltreihen spärlich verstreuten Andächtigen. Wie hätte sie es auch anstellen sollen? Sie hatte doch keinen Rosenkranz!

Ihre schwarzen Augen schielten unter der rotgoldnen Haarmähne vor, neugierig und scheu zugleich, in alle Winkel und Tiefen der Kirche.

Diese bunte, geheimnisvolle Welt mutete sie fremd an nach der schmucklosen Nacktheit des Volkshauses.

Hinter ihr sangen aus geheimnisvoller Höhe Knabenstimmen in das weihrauchdurchzogne Kirchenschiff herunter. Und vor ihr am kerzenumstrahlten Hochaltar machten sich die Priester in ihren bunten Gewändern lautlos zu schaffen. Was sie da so emsig betrieben, wurde Fintje trotz scharfem Hinauern nicht klar, aber sicher war es etwas überaus Heiliges, Wichtiges.

Neben ihr kniete ein gebücktes altes Mütterchen, die welken Hände, die den Rosenkranz hielten, zitterten wie die gebetemurmelnenden Lippen, ihr verschrumpeltes Gesicht drückte grenzenlose Ehrfurcht aus.

Sie sieht aus, als erwarte sie im nächsten Augenblick von der heiligen Jungfrau selbst in den Himmel hinaufgerückt zu werden, sagte sich Fintje, und sie senkte nun selbst beschämt die neugierigen Augen.

O, wohl mag dem Mütterlein ehrfürchtig zumute sein! Knien sie nicht in des geheimnisvollen Gottes eigener Nähe? In den bläulichen Weihrauchwolken schwebt er um sie, in den feierlichen gelben Kerzenflammen atmet er, in den goldnen Gefäßen, mit denen die Priester hantieren, ist er. Und nun das silberne Glockenzeichen, bei dessen Klang alle Väter ihre gesenkten Köpfe noch tiefer neigen. Ja dieses feine Klingeln, das ist das Wichtigste von allem, das zeigt Gottes unmittelbare Nähe am deutlichsten an. Und da getraut sie sich, Fintje, ruhig knien zu bleiben, so dicht bei Gott?

Dunkel und verworren waren Fintjes religiöse Begriffe, niemand hatte sich die Mühe gegeben, sie näher in die christlich-katholische Lehre einzuweißen. Sie wußte nur, daß der sogenannte liebe Gott in seinem strahlend weißen Himmel über den Wolken wohnte, zusammen mit der heiligen Jungfrau und dem kleinen Jesus-

finde und den vielen Heiligen mit den schweren Namen, die alle viel besser mit den armen Menschen standen als der liebe Gott selbst, der immer gleich ans Nichten und Strafen dachte. Und dann gab es neben all den wichtigen Personen da oben noch eine große Menge von Engeln in weißen Kleidern mit langen Flügeln, die eigentlich gar nichts zu tun hatten und von niemand angebetet wurden, ihr aber von all den schwankenden Himmelsgestalten die sympathischsten waren ihres schönen weißen Aussehens halber.

Aber nun spürte Fintje deutlich, daß es etwas ganz Gefährliches, Gewagtes sei, so unmittelbar unter Gottes Augen zu knien. Das Herz begann ihr angstvoll zu klopfen, und immer demütiger sank sie in sich zusammen. Sie hatte sicher kein Recht, hier zu knien! Wenn die Priester wüßten, wer sie war, käme wohl einer heran und sagte ihr: Dies ist kein Ort für dich, mach schnell, daß du weiterkommst, Fintje! Aber die Priester sahen nicht zu ihr her. Wie sie die Polizisten oft hintergangen hatte, so hinterging sie jetzt die Priester und sogar den lieben Gott, indem sie hier kniete wie die andern, die gewiß alle ein gutes Recht dazu hatten.

Der Gedanke machte sie traurig und ängstlich. Jedesmal wenn das Glockenzeichen wieder ertönte, schrak sie schuldbehaftet zusammen. Trotzdem mochte sie nicht davonlaufen aus diesem leisen, heimlichen Raum hinaus auf die kalte Straße. Sie hätte so gern bleiben mögen, aber nicht wie ein betrügerischer Eindringling, sondern als eine freundlich Geduldete. Vielleicht war der liebe Gott gar nicht so streng und unerbittlich und grausam, wie ihn die Großmutter immer darstellte. Vielleicht hätte er Mitleid mit ihr und nähme sie gütig bei sich auf, wenn sie ihm alles von sich erzählte, die ganze Wahrheit.

Das ehrfürchtige Weiblein neben ihr richtete sich jetzt von den Knien auf.

Da faßte Fintje sie noch schnell am Armel. Tut Ihr's auch? Geht Ihr beichten da drüben in den Stuhl hinein? Sagt Ihr alles, alles? Und macht es den lieben Gott nicht böse?

Die Alte sah sie still, ohne Verwunderung an. Beichte du nur, Kind, sagte sie einfach. Es tut gut. Unsre liebe Gottesmutter verzeiht viel. Und hernach ist es dir wieder leicht ums Herz. Beichte du nur.

Gleich nach Euch will ich's tun, flüsterte Fintje atemlos. Ihre Augen folgten in erregter Spannung der wackligen kleinen Gestalt der Alten, wie sie sich nach dem Beichtstuhl schleppte, in die Nische einduckte und ihren Mund an das Holzgitter preßte. Wenn sie wieder aufstand, würde sie, Fintje, hingehn und die leergewordne Stelle einnehmen.

In den wenig Minuten aber, die sie zu warten hatte, überstürzten sich in ihrem Herzen mit den ungleichen Schlägen die anklagenden Erinnerungen. Aus ihrer frühesten Kindheit, so weit sie nur zurückdenken konnte, fielen ihr Augenblicke ein, wo sie sündhaft gesprochen und böse gehandelt hatte. Aber alles, alles mußte sie sagen, nicht das kleinste Sündlein durfte sie verschweigen, sonst betrog sie schändlich den lieben Gott, war nicht wert, in seinem Hause zu knien, seine Hilfe für ihr zukünftiges Leben zu erleben und seine rettende Hand zu fassen.

Die andern, die heute vor dem Beichtstuhl gekniet hatten, waren alle nach kurzer Zeit wieder aufgestanden, aber bei ihr würde es lange dauern.

Nun regte sich das beichtende Weiblein, und Fintje ging auf unsichern Füßen hinüber, half der Alten bei dem schwerfälligen Aufstehn und schmiegte sich dann selbst an die noch warme Holzwand.

Noch ein Beichtkind? Der Priester, der schon lange geduldig in dem hölzernen Käfig gegessen hatte, mußte eine Regung der Ungebuld niederkämpfen. Es waren ihrer heute so viele gewesen. Er hatte heute einen alten Freund zu sich zum Abendessen geladen und hätte um diese Zeit schon wieder daheim sein sollen. Die Haushälterin hatte es ihm bei seinem Fortgehn noch eingeschärft, pünktlich heimzukommen, da der junge Puter nicht über die Zeit schmoren dürfe. Nun schlich es sich schon wie köstlicher Bratenduft in das vorahnende Gemüt des wohlbelebten Herrn.

Noch eine! Aber er nahm sich zusammen und machte geduldig das Kreuzeszeichen auch über dieses überzählige, verspätete Beichtkind. Möchte sie es kurz machen!

Fintje aber machte es nicht kurz. Sie sah von dem Priester nichts, nur fühlte sie durch das Holzgitter seine Nähe, die ihr andächtige Schauer ins Herz jagte, als ob der liebe Gott selbst ihr sein Ohr leihe. Denn zu Gott redete sie ja. Treuherzig und ausführlich wie ein gewissenhaftes Kind beichtete sie ihr ganzes bisheriges Leben herunter.

Der Beichtvater hörte ihr beflommen zu. Da er die große Jugend des Mädchengesichts nicht deutlich zu erkennen vermochte durch das Gitter, befürchtete er, die Beichte werde bis in die Nacht hinein dauern, wenn die Beichtende fortfahre, ihr Leben mit dieser Ausführlichkeit weiter zu schildern. Doch jetzt war sie schon bei dem Punkt angelangt, bei dem die beichtenden Mädchen alle in ihrer schlüßigen Rede stockten und leiser flüsterten: Weil ich ihn so lieb hatte . . .

Die alte Geschichte. Unzähligemal hatte der Priester die tränenreiche innige Beteuerung schon vernommen. So wollten sich die törichten kleinen Mädchen immer herausreden: Weil ich ihn so lieb hatte! Als er noch jung und voll Eifer war, hatte es ihm immer in die Seele gegriffen, und er hatte Fragen gestellt voll brennenden Mitleids, menschlich neugierige Fragen. Jetzt war er längst abgestumpft und unbestechlich ruhig geworden, wie sichs für einen Priester geziemte. Es ist immer dieselbe Geschichte, und er hat dieselben Antworten und Mahnungen immer bereit.

Du hast, meine arme Tochter, gesündigt gegen das Gebot der Keuschheit. Du hast mit deinem Leben ein Argerniß gegeben deinen Mitmenschen. Du hast die leitende Hand der Kirche verlassen. Du hast Gott beleidigt und die christliche Kirche. Bereuen mußt du und gutmachen. Die Schätze, die du dir auf sündigem Wege erworben hast, sollst du zum Opfer bringen.

Mon père, ich besitze keine Schätze mehr, flüsterte Fintjes gebrochne Stimme. Nur was ich am Leibe trage und das Büchlein in meiner Tasche gehört mir zu eigen.

Zeig mir das Büchlein, verlangte der Priester. Und Fintje reichte ihm das Testamentchen durch das kleine Schiefenster hinein.

Der Priester schüttelte den Kopf.

Hast du viel darin gelesen?

Ich habe nichts darin gelesen, mon père, als die Namen auf dem ersten Blatt.

Es ist gut, meine Tochter. Das Büchlein ist nicht für Laien geschrieben. Ich werde es dir gegen eins unsrer Gebetbücher umtauschen.

Mein Buch? Sie wollen mir mein Buch nicht wiedergeben?

Fintje vergaß den Ort, an dem sie kniete, und die ganze Feterlichkeit des Augenblicks. Laut, mit erregter Stimme hatte sie die Frage getan.

Geben Sie mir mein Buch zurück, bitte, mon père, es ist mir sehr lieb!

Warum dieser Eifer? Du bekommst das Buch nicht zurück, es ginge wider mein Gewissen, dir das Büchlein der Keßer wieder in die Hand zu geben.

Ich will aber mein Buch wieder haben! rief Fintje hart und grell. Sie wußte auf einmal, wie ihrer Großmutter zumute gewesen sein mußte, als sie ihr das Haus, das doch ihr Eigentum war, abbriffen.

Geben Sie mir das Buch! Ich hab's in Ehren geschenkt bekommen, es ist mein Eigentum! Das Buch will ich wieder haben, monsieur le curé, schrie sie böse. Alles andre können Sie dafür behalten, meine ganze Seligkeit meinetwegen, aber mein Buch, das will ich zurück haben!

Die feste weiße Priesterhand reichte das Testament durch die Lücke zurück. Die Andächtigen waren aufmerksam geworden durch Fintjes unheiliges Gefreisch und sahen neugierig zu dem Beichtstuhl herüber. Der Priester zog die Stirn kraus.

Geh jetzt! Verstockt und eigensinnig bist du, keine Sühnende und Bereuende! Ich kann dir die Abjolution nicht erteilen. Geh hin und bessere dich.

Ehe sie noch aufgestanden war, trat der Priester schon aus dem Beichtstuhl heraus und ging über die Steinfliesen eiligen Schrittes zu dem Altar hinüber.

Zintje starrte ihm mit brennenden Augen nach, wie er so schnell ausstritt, sodaß ihn die Stola umflatterte. Nun stand er bei den andern am Altar und verbeugte sich wie sie und war emsig wie sie. Was trieben sie da, die Buntbe-rodten? Wie Narrenspuk kam ihr das alles plötzlich vor. Sie sah sich rings um. All das Bunte, Geheimnisvolle starrte sie fremd an. Das ehrfürchtige Gefühl, das sie vor kurzem erfüllt hatte, war von ihr gewichen, sie spürte Gottes Nähe nicht mehr.

Die andern traten nun vor an den Altar zur heiligen Kommunion. Sie durfte das nicht, ihr war die Absolution verweigert worden.

Langsam ging sie über die hallenden Steinfliesen der Ausgangstür zu. Die Heiligen in den Nischen und über den Seitenaltären sahen kalt und leblos auf sie herunter. Sie mußte an den Christus des Volkshauses denken, an sein sprechendes, schönes, ernstes Gesicht mit den traurigen Augen. Dabei kam es über sie wie Heimweh. Ach, wenn der lebendig wäre, wie sie sich das als kleines Kind einst eingebildet hatte, so wäre sie zu ihm beichten gegangen, der hätte sie gewiß nicht weggeschickt!

Die Kirche aber schickte sie fort. Gehe hin und bessere dich!

19

Draußen war es schon Nacht geworden. Nun bog sie doch in die alte Hoogstraat ein, es würde sie keiner in der spärlichen Beleuchtung erkennen.

Sie aber erkannte alle Dinge wieder. Die Häuser, die alten Türen, die Wirtshaus-schilder, den Geruch von getrockneten Fischen, die unharmonischen Stimmengeräusche, die den niedern Schenken entströmten, die unsicher daherschwan-kenden Gestalten.

Da war das Haus Madame Gérards. Vor dem Fenster standen noch die bunten Glascheiben mit den verschlungenen Stielen der Wasserrosen, die sie einst so bewundert hatte. Ein matter Lichtstrahl strömte durch den Spalt der Tür, die zum Atelier führte.

Es war eine schöne Zeit gewesen, wie sie da zusammen geseßen und genäht und sich alle heimlich nach einem kommenden, großen Glück gesehnt hatten. Breit und dunkel stand der Kamin vor dem einzigen Fenster, und sie sangen vom Frühling und von der Liebe und glaubten alles, was sie sangen. Wie mochte es den andern unterdessen ergangen sein? Dem großen, hochmütigen Tuitje und der hübschen Nelle? Das schwind-süchtige Kösschen war wohl schon längst gestorben. Und die Verta aus dem „Heiligen Geist,“ deren Vater im Zuchthaus saß, und deren Mutter schlecht war? Und die budflige kleine Belöke? Hatte das Leben seine schweren Bürden auch auf deren schwächliche Schultern gelegt? O ja, sicher seine allerschwersten! Arme, verachtete kleine Belöke!

Zintje vermochte nicht länger ihren grübelnden Gedanken nachzuhängen. Zu lärmend wars um sie her. Es war Montag. Die Marolliens machen gern blauen Montag. Sie sind dann noch vom Sonntag her trunken, und ihre Stimmen sind heiser von dem vielen Wiederabschreien, und ihre Augen blutunter-lausen von dem Fieber, das ihnen der Branntwein in die Adern jagt. Unzu-rechnungsfähig und roh wie die Besten sind auch die Gutmütigsten unter ihnen.

Zintje fürchtete sich. Früher hatte sie über die tölpelhaften Bewegungen der Betrunknen gelacht und hatte sich geschickt durch ihre Reihen gezwängt und sich in all dem lärmenden Trubel heimlich gefühlt. Aber jetzt hatte sie zu lange in der stillen Vorstadtstraße gewohnt und war all des mißtönenden Lärms entwöhnt. Der Umgang mit René hat ihr Empfinden verfeinert, sodaß sie sich nun verlassen und geängstigt fühlt unter den Marolliens. Jetzt war sie nirgend's mehr daheim, nicht im vornehmen Brüssel, nicht im Quartier des Marolles.

Das unmanierliche Treiben verwirrte und beleidigte sie, sie wußte nicht, wie sie an der langen Kette von Arbeitern vorüberkommen sollte, die sich eingehakt hatten und gröhrend daher kamen, die ganze Breite der Straße einnehmend. Wie hatte sie das früher nur angestellt? Und war es nicht, als merkten es alle hier ihr an, wie scheu und unheimlich ihr zumute war? Starren sie nicht alle nach ihr wie nach etwas Fremdem, Ungehörigem?

Der Letzte in der Reihe erhaschte Fintje beim Ärmel und starrte blöde in das weiße Gesicht und auf die leuchtenden Haare, die über der lumpigen Kleidung doppelt ins Auge fielen. Mit einem grellen Schrei riß sie sich los. Sie lief jetzt wie ein geheiztes Wild, und ihre Augen irrten suchend über die alten Häuser, zur Rechten und zur Linken der Straße, ob sich ihr nirgend durch ein Wunder eine Zuflucht böte, irgendein versteckter, stiller Winkel, ein bergender Unterschlupf.

Düster sahen die Häuser in der schlechten Nachtbeleuchtung auf sie herab. Nur eine Inschrift in Goldbuchstaben hielt Fintjes suchenden Blick fest: God is liefde und darunter in schwarzen Buchstaben: Asile de Nuit. Von dem Grau der Hauswand hob sich die goldne Inschrift ab wie ein Sonnenstrahl. Gott ist die Liebe. Wie eine krasse Lüge starrten die Worte in all das menschliche Glend hinein. Aber Fintjes Augen kamen nicht mehr los davon.

Wenns auch eine Lüge war, weckte sie doch Hoffnung auf helfendes Erbarmen. Und dieses altersgraue, armselige Haus erschreckte nicht durch Feierlichkeit und stolze Sauberkeit, der abgerissenste Arme empfand keine Scheu, hier einzutreten.

Oben aus der Schenke sah sie wieder einen Knäuel Betrunkner herausgestolpert kommen, da stürzte sie zu dem Haus hinüber mit dem goldig glänzenden Versprechen und riß an der Hausglocke. Als sich die Thür eine Spalte öffnete und sie eine Frau dahinter gewahrte, drängte sie sich eiligst hinein.

Dahinten kommen sie, ich fürchte mich, leuchte sie atemlos.

Das durchgeistigte Gesicht einer Frau in Heilarmeetracht sah auf das geängstigte Mädchen herab. Sie hielt die Thür zu, bis die lärmende Schar vorübergezogen war.

So, Kind, nun ist der Weg wieder frei, nun lauf heim, was du laufen kannst!

Fintje sah enttäuscht, verzweifelt zu ihr auf.

Ich habe kein Heim, wo ich hinlaufen könnte, sagte sie heiser. Ich habe hier bleiben wollen die Nacht.

Das Asyl nimmt nur Männer auf, mein liebes Kind.

Fintje blieb noch einen Augenblick stehn.

Vérexousé, sagte sie dann leise und schickte sich an, wieder weiter zu gehn — weiter, bis sie hinfiel und ein Schutzmann sie aufsaß, oder bis —

Aber die Frau, die das Gesicht der Abgewiesenen beobachtet hatte, hielt sie noch am Arm zurück.

Komm nur wieder herein, so lasse ich dich nicht fortlaufen, sagte sie, und während Fintjes schwarze Augen sie verständnislos anstarrten, zog ein feines Mädchen über ihr Gesicht. Du bist mir in den Weg gelaufen, nun gehörst du mir.

Fintje hatte den geheimen Sinn der Worte nicht herausgehört, wohl aber die Güte im Klang der Stimme dieser fremden Frau und schaute nun in verwunderter Dankbarkeit zu ihr auf.

Wenn wir im Schlafasyl auch nur Männer aufnehmen, so kann ich dich doch in meiner Stube unterbringen.

Aber Geld hab ich keins zum Bezahlen.

Und brauchst auch keins als mein Gast. Komm, du bist wohl müde und schlafbedürftig.

Ja, müde war sie, und sie ließ sich willig an die Hand nehmen und in ein stilles, kleines Zimmer führen. Sie sah nun zu, wie die Frau in der Uniform der Heilarmee mit der sanften Stimme und dem feinen, gütigen Gesicht ihr alles zur Nachtruhe bereitete. Sie ließ sich ihre vertragenen Kleider abstreifen, den

Haarknoten lösen und von lieblosender Hand die lange, weiche Haarmähne glätten. Sie wurde durch keine Frage gequält, ein müder, wohliger Traumzustand umfing sie bei dieser stummen, mütterlichen Sorglichkeit.

Die Freundliche, die an ihrem Bett saß, verlangte keine Beichte und drängte sie nicht mit Worten zu irgendeiner Bekehrung. Sie streichelte nur sanft Fintjes Hand, und Fintje, der nie ein Frauenstreicheln die ungestüme Seele berührt hatte, hielt dankbar und verwundert still. Und endlich riß sie aus eigenem Antrieb die böse Herzenswunde auf, die ihr so bittere Schmerzen machte, und hielt sie der mütterlichen Pflegerin hin: Sieh, so ist mir geschehen! Und die Verständige, Mitleidige, die ihr mit dem lebendigen Interesse der Mitfühlenden zugehört hatte, legte ihre kühlende Hand darauf.

Schlaf nun, Kind. Schlaf du jetzt, ich lasse deine Hand nicht los!

Auch am folgenden Tage wurde Fintje noch nicht weiter gejagt. Wie der Ertrinkende ans Rettungstau so klammerte sie sich jetzt an die neue erfahrene Freundin, die sie Mère Marie hießen. Und zaghaft versuchte ihr ungezügelttes kleines Selbst sich einzutasten in diese sichere Frauenseele.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Für die Handelsvertragsdebatte im Reichstag ist es un-
gemein charakteristisch, daß der Reichskanzler schon am dritten Tage nicht mehr
anwesend war, und daß sein Vertreter in dieser Sitzung nur erst am Schlusse
zu einer kurzen abwehrenden Bemerkung das Wort nahm, um den Zentrumsredner
Speck darüber aufzuklären, daß der Reichstag die Verträge annehmen oder ab-
lehnen, aber nicht umgestalten könne. Verständige Leute werden sich sagen, daß
unter solchen Umständen eine Kommissionsberatung für die schon fertig abge-
schlossenen Verträge völlig bedeutungslos sei und höchstens für einzelne Parteien
den Zweck des ut aliquid fecisse videatur habe. Für einen Teil der Abgeordneten
mag es vielleicht Bedürfnis sein, sich ihren Wählern gegenüber später auf nicht
mittelbare Interna einer Kommissionsberatung berufen zu können. Am vorigen
Donnerstag, zum Beginn der Verhandlungen, ist wohl von der äußersten Rechten
bis zur äußersten Linken kein Abgeordneter in die Sitzung gegangen ohne die Über-
zeugung, daß die Annahme der Verträge gesichert sei. Bei einem Überblick über die
gehaltenen Reden drängt sich deshalb auch der Gedanke auf, daß es kein Verlust für
Deutschland wäre, wenn die meisten ungehalten geblieben wären, und die Parteien
sich auf eine motivierende Erklärung über ihre Stellung zu den Verträgen beschränkt
hätten. Dagegen wird man freilich mit Recht einwenden: Wozu noch ein Parlament,
wenn es in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Handelsverträge nicht mit
raten und nicht mit taten soll? Gewiß. Aber so unvernünftige Handelsverträge,
die für einen verständigen Reichstag unannehmbar wären, schließt in unsern Tagen
doch keine Regierung ab, und namentlich diese jetzigen Verträge sind mit einer Gründ-
lichkeit, unter Anhörung aller Interessenten, vorbereitet worden, wie vielleicht keine
zuvor. Es war ein stolzes Wort, das der Staatssekretär des Innern sprechen konnte:
„Wir haben mit jedem Atout, den wir in der Hand hatten, einen Stich gemacht.“
Dem gegenüber hat es denn doch wenig Wert, wenn die vielen Redner, je nach
ihrem Standpunkt, das mühsam zustande gebrachte Werk in tagelangen Verhand-
lungen mit ägender Lauge übergießen, das sie hinterher doch annehmen. Denn
auch unter denen, die schließlich mit Nein stimmen, ist mancher, der sich den Luxus
der Ablehnung nur erlaubt, weil er die Annahme gesichert weiß. Nicht einmal